

Feste und Gäste im Rosenhaus

Autor(en): **Ludwig-Zweifel, Miranda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **30 (1959)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FESTE UND GÄSTE IM ROSENHAUS

VON MIRANDA LUDWIG-ZWEIFEL

Heute, im Zeitalter der Sputniks und der Mondraketen, der Düsenflugzeuge und des «Nautilus» tut es gut, sich wieder einmal der kleinen, einfachen Dinge, der Zeit ohne Hast, Hetze und Lärm zu erinnern.

Ein kalter Winterabend. Auf Feld und Flur lag Schnee. Die einzige Straßenlaterne an der Othmarsinger-Hendschiker-Schützenmattstraße warf ihr trübes Licht, vom Laternenanzünder mit der langen Stange soeben entfacht, auf den vereisten Brunnen und erhellte zur Not den Eingang zu den beiden Gärten. Das eine Haus lag dunkel zwischen den tiefverschneiten, hohen Bäumen; wer aber nebenan einen Blick durch die sorgsam verhängten Fenster hätte werfen können, der würde sich gesagt haben: hier ist's warm und traulich, man möchte eintreten und sich mit an den Tisch setzen. Wärme, Wohnlichkeit, Gemütlichkeit würde den Eintretenden umfassen, denn es ist «Donschtig», der Tag, an dem sich das ganze Jahr über die engere Familie um die Großelternscharfe, eine alte Überlieferung, die streng aufrecht erhalten wurde.

Großvaters Stuhl unter der alten Sumiswalderuhr stand leer; denn noch war er nicht von der Jagd zurück, d. h. was *er* Jagd nannte. Ein waidgerechter Jäger war er nicht, ihm ging es um den Aufenthalt im Wald, in der freien Luft, um die Natur und die Geselligkeit mit seinen Jagdkameraden. Wie oft ließ er sein Gewehr daheim! Wenn wir zum «Donschtig» kamen und es hieß, Großvater sei auf der Jagd, da fand ich jedesmal einen Vorwand, um in das Zimmer zu schleichen, wo er die Gewehre aufbewahrte, und wenn keines fehlte, war's mir ganz leicht ums Herz. Ich konnte es nie begreifen, wie große, dicke Männer die unschuldigen Tiere, die lustigen Hasen und die schönen Rehe, die doch in den Wald gehören, totschießen konnten, nur um sie nachher zu essen.

Um den Tisch saßen die Frauen und Kinder: die Großmutter Mina Meyer-Rohr, ihre älteste Tochter Tina Hünerwadel, die nach dem frühen Tod ihres Mannes, des Arnold Hünerwadel von der Bleiche, mit ihrem einzigen Sohn Nöldi wieder im Elternhaus wohnte; die zweite Tochter, unsere Mutter, und eine andere Tante von uns Kindern, Bertha von Ischopy-Zweifel, eine Schwester unseres Vaters, die, als vierzigjährige Witwe von Budapest nach Lenzburg zurückgekommen, bis zu ihrem Tod kurz vor dem zweiten Weltkrieg bei uns blieb.

Die Frauen waren mit ihren Handarbeiten beschäftigt, strickten an den großen Halstüchern für den «Halbbatzenverein». Es ging ja der

Weihnacht entgegen. Kennt man sie noch, die mächtigen Dreiecktücher, in die man sich ganz einhüllen konnte und so herrlich warm hatte und wohlversorgt war? Ganze Berge graublauer Wolle wurden da verstrickt, und wenn die Tücher besonders hübsch werden mußten, machte man ihnen noch eine Borte von blauer oder weißer Wolle. Es brauchte große, starke Holznadeln; denn ein Anfang von 500 Maschen war nichts Seltenes. Man strickte hin und her, nahm bei jedem Umkehren und jeweils in der Mitte ab, der Maschen wurden immer weniger, schließlich waren es noch drei. Da war das Tuch fertig und dreieckig.

Tante Tina strickte nicht. Sie saß hinter ihrem Klöppelkissen und ließ sich, selber noch unerfahren, von unserer Mutter, einer geübten Klöpplerin, unterweisen und beraten. Es war ihr heißer Wunsch gewesen, ein solches Kissen zu besitzen. Fertig kaufen konnte man sie damals noch nicht, aber es gab überall Spezialistinnen für solche Dinge. Hier in Lenzburg war es eine Frau an der Rathausgasse, die auch Glättebretter und Ähnliches verfertigte, und dort bestellte unsere Mutter für ihre Schwester ein Kissen nach ihrem eigenen Muster. Nach Tante Tinas Tod verschwand es im Estrich und kam erst bei der allgemeinen, von oben herab befohlenen Entrümpelung wieder zum Vorschein. Da lag es unten im Garten neben Büchern, Pfannen, Ofenkrucken, Beizekacheln und viel anderem in der Nässe – das schöne Klöppelkissen – bald würde es verdorben und unbrauchbar sein. Eine angefangene Spitze steckte noch an einigen Nadeln auf dem gezeichneten Muster, einige halbaufgelöste Klöppel hingen daran, ein trauriges Ende für das geliebte Möbel. Sollte ich es befreien aus seiner trostlosen Lage und ihm ein unwürdiges Ende ersparen, dem damals so Heißersehnten? Sollte ich es in ein Brockenhaus oder ins Spittel geben?

Es war Krieg, Kohlenknappheit, und man benutzte gern die schönen, alten Kachelöfen. Wir besaßen aber nur eine einzige «Krucke» und mußten diese immer treppauf und treppab tragen. Deshalb entführte ich vorläufig die Ofenkrucke, die seit Jahren ein untätiges Dasein im «schwarzen Kämmerli» gefristet hatte, das Kämmerli, mit dem früher die Mägde den Kindern bei Ungehorsam gedroht hatten. Das Kissen ließ ich liegen; aber beinahe hätte mir sein Schicksal, d. h. der Gedanke an die Vergänglichkeit lieber, alter und sorglich gehegter Dinge – sobald sie in andere, unwürdige Hände kommen – eine schlaflose Nacht bereitet. Als ich aber am anderen Morgen einen Gang durch den Garten machte, war das Kissen verschwunden, mit ihm noch manch anderes. Es hatte also einen Abnehmer gefunden, und das war gut so. Einige der schön gedrechselten losen Klöppel lagen noch herum. Die holte ich und legte sie in die Spanschachtel, die mit meinem geerbten Klöppelkissen wohlverwahrt auf seine Auferstehung wartet. Bei dieser Gelegenheit betrachtete ich es wieder einmal und freute mich auf meine alten Tage, da

ich es wieder in Gebrauch nehmen will. Eine Zeichnung war noch aufgezogen, die Nadeln steckten darin, ein Musterheft und die kleine gedrechselte Maschine zum Aufwinden des Fadens lagen daneben – da wurde ich in der Erinnerung in alte Zeiten versetzt, sah, wie unsere Mutter nach dem Nachtessen das Kissen herbeiholte, sich unter die Lampe setzte und anfang, die Klöppel nach einem mir geheim scheinenden Gesetz mit flinken Fingern herumzuwerfen, wie sie vorn Nadeln einsteckte, die Rolle um eine Kerbe rückwärts drehte, und wenn sie hinten die Nadeln herauszog, erschien wieder ein Stück fertige Spitze. Stundenlang hätte ich ihr zuschauen können.

So saßen wir also noch immer bei der Großmutter im «Donschtig». Am warmen Ofen schlief in seinem Körbchen der langhaarige Dackel «Waldeli». Nein, jetzt hob er den Kopf, spitzte die Ohren und wedelte. Er als Erster hatte Brunos Bellen und Großvaters Schritte gehört. Und wirklich: Schnee wurde von den Schuhen geklopft, die Haustüre ging: da sind sie schon, die beiden Waldgänger und bringen eine ganze Wolke kalte frische Schneeluft mit herein.

Großvater verschwand, um sich umzuziehen, Bruno durfte sich zum Ofen legen. Er hatte seine Pflicht getan. Er war mit auf der Jagd gewesen. Er tollte und jagte im Wald herum und trug schließlich Großvaters gestickte Jagdtasche heim. Leer! Der Mundvorrat war aufgezehrt. Kein totes Tier war drin – der liebe Großvater! Jetzt setzte er sich an seinen Platz unter der Uhr und griff zur «Neuen Zürcher Zeitung». Ganz klein faltete er sie zusammen, wohl um am Familientisch möglichst wenig Platz zu beanspruchen, eine Gewohnheit aus der Zeit, da seine sieben Kinder mit ihren Arbeiten und Spielen um den Tisch saßen.

Was der weiße Kachelofen doch für eine wohlige Wärme ausstrahlte, wie wohl das tat nach der Kälte draußen! Sicher waren auch die beiden Hunde derselben Meinung; denn Waldeli wedelte plötzlich im Schlaf, und Bruno tat einen Blaff und dann einen abgrundtiefen Seufzer – vielleicht träumte er auch von den Tieren im Wald, die nun irgendwo im Laub wohlgeborgen friedlich schliefen. Im Ofenrohr, wo auch die Platten und Teller gewärmt wurden, lagen die Obsthurden mit den Schnitzen zum Dörren. Wie roch das immer so gut! Und ab und zu durfte man auch einen Griff tun in die süße Verborgenheit und eine Handvoll warmer Schnitze zum Schnabulieren herausholen. Haben je wieder Schnitze so gut geschmeckt wie die aus dem Rosenheimofen? Die Köchin brachte frische glühende Holzkohlen aus dem Küchenöfeli für Großmutter's Fußwärmer, und diese gab Befehl, nochmals eine Staude zu holen. Wenn es sehr kalt war, wurde gegen Abend nochmals geheizt. Zuerst hörte man das Knacken und Knistern der Staudenknebel und nach einiger Zeit dann die Ofenkrucke, mit der die Magd die Glut in die richtige Lage an die Ofenwand schob, je nach Temperament der

Jungfrau sanft, sorgsam und leise oder aber energisch, daß man fürchten mußte, die Krucke durchstoße nächstens die Ofenwand und lande in der Stube. Im andern großen weißen Ofen im Parterre, der zusammen mit der Großelternschlafstube das kleine Stübli mit Großmutter's Näh Tisch, dem grünen Kanapee und dem Sekretär heizte, lagen die Steinsäcke. Wer erinnert sich noch des ganz eigenartigen Geruches dieser Säcke? Weiß man heute überhaupt noch, was Steinsäcke sind – heute in der Zeit der warmen Schlafzimmer, der elektrischen Kissen usw.? Wenn Kirschen gebrannt wurden für «Brönz» (etwas schöner ausgedrückt: Kirschwasser), sammelte man die durch das Brennen vollkommen gereinigten Steine und nähte sie in einen Sack von festem, solidem Stoff. Sobald man anfang, zu heizen, wurden sie ins Ofenrohr hinter die blanke Messingtüre gelegt, und wenn man dann zur Bettzeit dieses Türchen öffnete, quoll einem der wohlig-altvertraute Geruch entgegen, der zu kühlen Herbst- und Winternächten, Schnee und Eis gehörte wie der Gedanke an Weihnacht und Neujahr. Wenn der Sturm in den alten Bäumen toste, wenn er den Schnee gegen die Fenster wehte und die Eisblumen an den Scheiben wuchsen, dann zog man mit dem Steinsack unter dem Arm in den oberen Stock, und da konnte einem die kalte Luft in der ungeheizten Stube nichts mehr anhaben, man deckte sich gut zu, steckte die Füße in den Steinsack, bohrte die Zehen zwischen die warmen Steine; denn das ist ja seine Haupttugend: er läßt sich alles gefallen, er ist auch am Morgen noch warm, d. h. er hat genau dieselbe Wärme, wie das ihn umgebende Bett. Es kann natürlich auch vorkommen, daß er einmal im heißen Ofen etwas zu viel abbekommt, blöd und spröd wird und dann beim Erwachen das ganze Bett lebendig ist. Bei jeder Bewegung rollen einem die Steine unter den Beinen weg, sie rieseln auf den Boden und machen sich dort selbständig. Erst da merkt man so recht, was für lebendige, eigenwillige, lustige Dinger diese Kirschensteine sind. Aber so ein Steinsack läßt sich mit keinem andern, noch so raffinierten Wärmespender vergleichen, keiner kommt ihm gleich an Gemütlichkeit, und ich bin der festen Überzeugung, daß den warmen Steinen eine heilende Wirkung innewohnt, sei es die milde, gleichmäßige Wärme, oder ob in dem in freier Natur gewachsenen Produkt im Gegensatz zu Heizkissen, Wärmeflaschen, heißen Tonsteinen irgend etwas Geheimnisvolles heilend wirkt. Denn nicht nur in kalten Herbst- und Winternächten sind die Steinsäcke eine Wohltat, sondern auch im heißen Sommer. Man lege einmal heiße, müde Füße auf einen kühlen Steinsack, bohre die Zehen zwischen die Steine – es ist dasselbe wohltuende Gefühl, wie wenn man sich auf kühlem, feuchtem Sand ergeht.

Was dann außerdem so ein Staudenofen noch für wertvolle Asche abgab! Sie wurde den Winter durch sorglich gesammelt und im Früh-

ling dann gleichmäßig verstreut, alles sollte davon abbekommen. Dabei mußte man sich fragen: ist nun eigentlich der Frühling schöner, wenn man die Asche verstreut, oder der Winter, die winterliche Poesie? Kennt man die heute noch? Das war wirkliche Winterruhe. Ganz selten klingelte ein Schlitten vorbei, oder ein knarrendes Holzfuhrwerk brachte lange, dicke, verschneite Stämme aus dem Wald; die Schritte der Vorübergehenden verhallten lautlos im Schnee. Dieser blieb auf Straße und Trottoir liegen. Man war ja wohlversehen mit festen, hohen Schuhen und warmen Strümpfen und stapfte tapfer und vergnügt durch den hohen Schnee. Die Pferdeschlitten brauchten eine gewisse Schicht Schnee, um gut vorwärts zu kommen, und erst wenn er allzu hoch lag, trat der Schneepflug in Aktion.

Aber jetzt klapperte es in der Küche ganz vernehmlich, ein verlockender Duft drang durch die Türe, es war Zeit zum Heimgehen. Einige Schritte über die breiten Steinplatten, dann durch das schmale, gewundene, mit Nagelfluh eingefasste Weglein – und wir traten ins warme Haus, vom Vater erwartet, der unterdessen auch vom Geschäft zurückgekehrt war. Diese Heimkehr vom «Donschtig» hat unser Vetter Noldi in einem, für mich bestimmten «Hegebug bel Meiti» verewigt. Im Gänsemarsch kommen wir daher: als Erster Carl mit der großen, dreikerzigen Visitenlaterne, dann das kleine Meiti, Kopf und den halben Körper in eines der oben beschriebenen Halstücher eingehüllt und auf dem Rücken verknötet. *Das* mag wohl so gewesen sein, hingegen entsprang der Besuch des Meerschweinchens, das Meiti an einer Leine mitführt, wohl eher Nöldis Phantasie. Dann folgt Bertha mit dem Habersack am Rücken, über den der lange, dicke Zopf baumelt. Sorgsam trägt sie die Nähtrücke mit den fast furchterregenden langen Nadeln im Kissen. Wer erinnert sich noch an die alten Nähtrücken? Wenn die Töchter in ein etwas vernünftigeres Alter kamen und man sie langsam zu hausfraulichen Tugenden anhalten wollte, dann bestellte man beim Schreiner Rohr (dem mit dem roten Bart) eine solche Trücke, die er mit seinem schönsten, maserierten Holz anfertigte. Das untere Fach war leer, im oberen, das sich herausheben ließ, waren vier Fächer. Der Deckel schloß satt, alles war sehr exakt gemacht. Auf dem Deckel prangte ein dickes, grünes Nadelkissen, und sogar zuschließen konnte man das Ganze mit einem kleinen Schlüssel, den viele – der geheimen Schätze wegen – an einer Schnur um den Hals trugen und demgemäß auch bald verloren. Man durfte die Trücke ganz nach eigenem Gutdünken einräumen. In seinen Nähutensilien und andern Schätzen herumzukramen, war schon ein Vergnügen besonderer Art. – Als Letzter folgt auf dem Bild der älteste Bruder Alfred mit einer großen Handharmonika. Er war offenbar dazumal in der ersten Liebe zu diesem Instrument und nahm es mit, wenn er auf Besuch ging. Ob immer zur



Heimwärts vom «Donschtig»

Zeichnung aus dem «Hegebug bel Meiti», das der siebzehnjährige Arnold Hünerwadel, der spätere Bildhauer, im Jahre 1895 für die Autorin gezeichnet hat. Vom «Rosenhaus in der Witwenvorstadt» hat uns Miranda Ludwig-Zweifel im Lenzburger Druck 1957 schon allerlei Amüsantes erzählt.

besonderen Freude der Gastgeber, bleibe dahingestellt. Es folgt noch, von irgend einer Hand gehalten, eine große Kaffeekanne, eine altmodische Blechkanne mit einem Deckelchen auf dem Ausguß.

So gingen wir also heim; denn am «Donschtig» blieben wir ohne besondern Anlaß nie zum Essen. Aber wenn dann einmal die ganze Gesellschaft dort blieb und unser Vater und andere Gäste dazu kamen, dann gab es jedesmal ein Festessen.

Großmutter hat ein Buch hinterlassen, in dem sie – leider erst von ihrem 20. Ehejahr an – die Menus aller Fest- und Besuchessen vermerkt hat. Auch die jeweiligen Teilnehmer sind aufgeführt, nicht selten 20 bis 25 Personen. Wir treffen viele bekannte Namen: Rohr, Kunkler, Escherich, Siebenmann, Bertschinger, Grether, Eich, Nieriker, Laué von Wildegg, Matthieu, Frau Imthurm mit Gesellschafterin, Geißmann von Zurzach, Oberförster Riniker, Marie und Mariggi von Brunegg (Mariggi, die Mutter von Prof. Dr. J. R. von Salis und Vereinfreundin der jüngsten Tochter Hedi), von Greyerz, Pfarrer Albrechts, die Doktorsleute, Einquartierungen, dann die vielen Verwandten, die Tobler von Livorno, die Fraissinets von Marseille, die Reil, sie, die Frau Balbine geb. Hünervadel (eine Cousine von Großmutter), er, nebenbei gesagt, der Leibarzt des Sultans von Marokko in Mogador, und immer wieder die Verwandten von links und rechts, darunter Base Adeline Hünervadel mit ihren vier Töchtern: Eugenie (spätere Frau Brändlin in Zürich), Pauline (spätere Frau Oswald), Marie (spätere Frau Hans Roth) und Alice, die Begründerin des Altersheims. Seit der Verlobung der ältesten Tochter gehörten die Hünervadel von der Bleiche zu den Gästen, nach derjenigen der zweiten Tochter Bertha auch die Familie Zweifel in der Aavorstadt. Es wird Pfarrers Abschied gefeiert, Pfarrer Juchlers, des späteren Gemahls von Molly von Greyerz Antritt, im «May» gibt es Bostonabende mit ausgiebigen Nachtessen, im Dezember jeweils einen Jagdschmaus, an dem teilnahmen: Bertschinger, Eich, Rossat, Eberhardt, Oswald, Grether, Kreisförster Häusler. Viele Lenzburger werden unter diesen Namen wohl noch Bekannte und Verwandte finden. Wenn Großvater abwesend war, veranstaltete Großmutter bisweilen ein «Cousinenessen» mit lauter Damen: Tanten, Basen, Freundinnen. Eine besondere Respektsperson scheint da die Tante Jenny (genannt Schenie) von Niederlenz gewesen zu sein; denn noch nach Jahren ging bei einer Ungehörigkeit der Kinder das geflügelte Wort um: «Was säiti jitz ä d'Tante Schenie d'rzue!» Sie war kinderlos und hatte eine Nichte Melanie bei sich. Offenbar waren die beiden nicht immer derselben Meinung, aber die Tante machte kurzen Prozeß: «Melanie, wenn du schon recht hast, ist es doch so, wie *ich* sage!»

Und dann waren in Großmutter's Notizbuch die Menus angeführt; 5, 6, 7 und mehr Gänge – wer könnte dies alles *heute* noch bewältigen?



*Nota der Confiserie H. Wüthrich
(heute Gurini)*

Lenzburg, 7. Oktober 1897

Nota

für Frauen Ernst Meyer

24 Milkenpastetli	Fr. 4.80
1 Büchse Champignons	Fr. -.70
1 Condétorte	Fr. 3.—
1 Liter Glace	Fr. 4.—
1 Haselnußtorte	Fr. 3.70
24 Kümistengel	Fr. 1.20
	<hr/>
	Fr. 17.40

Es gab Kapaune, Enten, Tauben, Spanferkel, Forellen, Welschhahn, Wildenten, Rebhühner, Gans, Fleisch aller Art, Zungen, Rehrücken, Lachsschinken, Poularden, Milkenpasteten, Gänseleber, Truthahn, Hummer, Hasenpastete, ganze gebratene Schinken, Salm, Sole, Hirsch mit Rotkabis, Boeuf à la mode mit pommes-d'amour-Sauce usw. usw. Als Dessert immer *zwei* Crèmen, *zwei* Torten, dann noch Käse, Obst, Puddinge, Blanc-manger, zwei- bis dreierlei Bonbons (Confekt), Obst im Glas, Dunstobst wie Zwetschgen, Mirabellen, Birnen, Dürrlitzen u. a., alles aus dem Garten, und dann noch zwei Desserts, die wohl kaum mehr jemand kennt: «Italienischer Käs» und «Mayenzieger». Die beiden haben aber weder mit Käse noch mit Zieger etwas zu tun. Der erste besteht aus viel geschwungenem Rahm, Citronen, Zucker und Rhum. Diese Masse wird in einem Haarsieb 48 Stunden stehen gelassen und dann gestürzt. Das Geheimnis des Mayenziegers beruht auf dem Scheiden seiner Zutaten. Wenn es soweit ist, schüttet man alles in Formen. «Von 18 Eiern, 2¹/₄ Maaß Milch, 1 Schoppen saurem Rahm gibt es 14 Körbli und ein Herz ganz voll.» Ein Herz ganz voll? Die Körbli und das Herz sind von allerfeinstem Geflecht und werden anstatt eines Metallsiebes benutzt, das zu diesem Zweck unbrauchbar wäre; denn es geht sehr lang, bis das Wasser abgelaufen ist und man die Speise stürzen kann. Sie hat dann auf der Oberfläche eine äußerst feine und reizvolle Zeichnung vom Geflecht. Mit Immergrün – man ißt ja den Maienzieger meist nur im Frühling – wird der Pudding geschmückt und mit Zucker und Zimt und kalter, roher Milch gegessen. Das Neujahrsessen begann gewöhnlich um elf Uhr morgens mit Chocolat und Züpfen, delikate kalte Platten folgten, zur Abwechslung kam dann etwas Warmes, Beefsteak mit Erbsen, dann Gallerich, dieser wohl nach dem mehr als fünfseitigen Rezept aus der Ururahne Kochbuch (1815) gemacht. Das richtige Festessen folgte am Abend. Wohl nicht ganz ohne Grund wurde bisweilen auch «Thee mit Zwieback» aufgestellt!

Alle diese langen und reichhaltigen Festessen verursachten bestimmt den damaligen Hausfrauen nicht wenig Kopfzerbrechen; denn was kam an Zutaten noch alles dazu! Aber auch das Zusammenstellen des alltäglichen Essens für die engere Familie scheint seine Schwierigkeiten gehabt zu haben – damals schon! – Hätte Großvater sonst folgendes Gedicht verfaßt?

Wer eine gute Hausfrau hat, der kann sich gratulieren,
Denn leicht ist's nicht, jetzt immer glatt die Hauswirthschaft zu führen.
Die Frage, sie bleibt täglich neu: «Was soll ich heute kochen?»
Das theure Fleisch und noch dabei die vielen großen Knochen!
Und auf dem Markte kann man jetzt das Sparen kaum mehr üben,
Nach Grammen kauft man noch zuletzt Kohlraben, Erbsen, Rüben.

Die wichtige Frag' in jedem Stand wird täglich ausgesprochen
(Kaum daß man's gestern überwand): «Was soll ich heute kochen?»
Da muß man schnell entschlossen sein, wie bald ist's nicht um zwölf,
Da kommt das Völklein groß und klein, verhungert wie die Wölfe.
Denn wenn nur erst der Mittag da, sind alle wie besessen,
Da fragt's und ruft's «Mamma, Mamma! was gibt's denn heut zu essen?»
Die armen Frauen sind fürwahr in einer schlimmen Lage,
Denn schwieriger wird jedes Jahr die große Essensfrage.
Schon manche hat darüber sich fast gar den Kopf zerbrochen.
Ein schweres Wort bleibt sicherlich: «Was soll ich heute kochen?»

E. M. 1860

150 JAHRE NATURFORSCHUNG UND NATURFREUNDSCHAFT IN LENZBURG

II. Teil, umfassend den Zeitraum von 1875 bis 1925

VON MATHIAS HEFTI-GYSI

Wir haben in den «Neujahrsblättern» des Jahres 1956 versucht, die Entwicklung und den Verlauf der naturkundlichen Forschung in unserer Stadt während der ersten 75 Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu umreißen. Wir sind dabei auf mehr als eine bedeutende Persönlichkeit gestoßen, bei welcher die Liebe zur Natur und ihren vielfältigen Erscheinungen in hohem Maße lebendig war. Diese Zuneigung zu allem Naturkundlichen hat schließlich da und dort, getragen von einem achtenswerten Eifer und unterstützt durch ein unablässiges Bemühen, zu ansehnlichen Resultaten geführt. Jetzt soll der vor zwei Jahren niedergelegte Faden wieder aufgenommen und das begonnene Gewebe weiter geführt werden.

In der folgenden Darstellung beschränken wir uns wiederum im wesentlichen auf die biographische Darstellung einiger weniger Männer, die alle Naturfreunde aus Liebe oder Forscher aus Veranlagung und Berufung waren. Dankbar genießen wir Heutigen die Früchte ihrer Tätigkeit.

Wir greifen zum Beginne unseres Unternehmens nochmals auf den Namen Wullschlegel zurück, welchem im «Neujahrsblatte 1955» eine